

Penelope Fitzgerald



it

Roman

*Die blaue
Blume*

insel taschenbuch 4718

Penelope Fitzgerald

Die blaue Blume



»Was ich gesucht, habe ich gefunden, / Was ich fand, das fand auch mich.«

Friedrich von Hardenberg, besser bekannt als Novalis, ist 22, als er Sophie von Kühn erstmals trifft – eine Viertelstunde, die über sein Leben entschieden hat, wie er später seinem Bruder gestehen wird. Hals über Kopf hat er sich verliebt und verlobt sich schon bald mit »Söphgen«.

Für den romantischen Dichter ist die viel Jüngere seine blaue Blume, die Verkörperung seiner Poesie und all seiner Sehnsucht. Doch das Glück steht unter keinem guten Stern: Sophie erkrankt an Tuberkulose ...

Penelope Fitzgerald erzählt die dramatische Liebesgeschichte des Paares, dessen Schicksal bis heute berührt, und sie zeigt Novalis in einem neuen Licht.

Penelope Fitzgerald (1916-2000) studierte in Oxford und war während des Zweiten Weltkrieges Mitarbeiterin bei der BBC. Sie war Dozentin an der Italia Conti Academy und an der Queen's Gate School in London, außerdem arbeitete sie einige Jahre in einer Buchhandlung in Southwold, Suffolk. Sie gehört laut *Times* zu den wichtigsten englischen Autoren nach 1945. 1979 wurde sie mit dem renommierten Booker Prize und 1998 als erste nicht-amerikanische Autorin mit dem amerikanischen National Book Critics Circle Award for Fiction ausgezeichnet.

Im Insel Taschenbuch liegen außerdem vor: *Die Buchhandlung* (it 4346); *Ein Hausboot auf der Themse* (it 4457); *Das College* (it 4585); *Frühlingsanfang* (it 4626)

Penelope Fitzgerald
Die blaue Blume

Roman

Mit einem Nachwort von Candia McWilliam
Aus dem Englischen von Christa Krüger

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel *The Blue Flower*
bei HarperCollins, London.

Erste Auflage 2019

insel taschenbuch 4718

Für diese Ausgabe: © Insel Verlag Berlin 2019

Für die Originalausgabe: Copyright © Penelope Fitzgerald 1995

Für das Nachwort: Copyright © Candia McWilliam 2003

Für die deutsche Übersetzung:

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1999

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Umschlagfotos: Constantin Beyer/Artothek; BY/plainpicture

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36418-4

»*Der Roman ist aus Mangel der Geschichte entstanden.*«

F. von Hardenberg

Ganz dumm und weltfremd war Jakob Dietmahler nicht: Er sah sehr wohl, daß sie ausgerechnet am Tag der großen Wäsche im Elternhaus seines Freundes ankamen. Ein denkbar unpassender Zeitpunkt für einen Besuch, und ganz besonders in diesem vornehmen Haus, dem drittgrößten in Weißenfels. Dietmahlers Mutter hielt dreimal im Jahr große Wäsche, deshalb besaß ihr Haushalt nur für vier Monate Leinen und Weißzeug. Es gab neunundachtzig Hemden, mehr nicht. Aber hier, im Hardenbergschen Haus in der Klostergasse, war offenbar nur einmal im Jahr Waschtag; das schloß er aus dem schmuddeligen Schneegestöber von Laken, Bettbezügen, Kissenbezügen, Unterhemden, Leibchen, Unterhosen, die durch die oberen Fenster in den Hof hinunterflatterten und dort von finster blickenden männlichen und weiblichen Dienstboten in großen Körben aufgefangen wurden. Das mußte kein Zeichen für Reichtum sein; er wußte sogar, daß es in diesem Fall keines war, aber es deutete auf eine alteingesessene, sehr angesehene Familie hin. Auch auf eine zahlreiche Familie. Die Unterwäsche von Kindern und Jugendlichen und Stücke in Erwachsenengrößen segelten durch die blaue Luft, als ob die Kinder selbst fliegen gelernt hätten.

»Fritz, ich fürchte, du hast mich in einem unpassenden Moment hergebracht. Das hättest du mir vorher sagen sollen. Nun stehe ich da, für deine verehrte Familie ein Fremder, und wate knietief in eurer Unterwäsche.«

»Woher soll ich wissen, wann sie Wäsche waschen?« sagte Fritz. »Und wenn schon, du bist jederzeit tausendmal willkommen.«

»Der junge Herr trampelt auf den unsortierten Kleidern herum«, rief die Wirtschafterin aus einem Fenster im ersten Stock.

»Fritz, wie viele seid ihr in der Familie?« fragte Dietmahler. »So viele Dinge?« Dann brüllte er plötzlich: »Ein Ding an sich ist nicht vorstellbar!«

Fritz, der vor ihm her über den Hof ging, blieb stehen, blickte um sich und brüllte dann mit Autorität zurück: »Meine Herren! Sehen Sie den Wäschekorb an! Denken Sie den Wäschekorb! Und nun denken Sie *den*, der den Wäschekorb gedacht hat!«

Im Inneren des Hauses fingen die Hunde an zu bellen. Fritz rief einem der Diensthofen an den Körben zu: »Sind mein Vater und meine Mutter zu Hause?« Aber das war eine unnötige Frage, denn die Mutter war immer da. Nun kamen ein untersetzter, unfertig aussehender junger Mann, noch jünger als Fritz, und ein blondes Mädchen in den Hof hinter. »Hier sind jedenfalls mein Bruder Erasmus und meine Schwester Sidonie. So lange sie da sind, braucht man nicht mehr.« Beide umarmten Fritz stürmisch.

»Wie viele seid ihr denn im ganzen?« fragte Dietmahler noch einmal. Sidonie gab ihm die Hand und lächelte.

»Hier zwischen den Tischtüchern bringt mich Fritz Hardenbergs kleine Schwester durcheinander«, dachte Dietmahler. »Genau das wollte ich vermeiden.«

Sie sagte: »Karl wird irgendwo sein, und Anton auch und Bernhard, aber wir sind natürlich noch mehr.« Im Haus war Freifrau von Hardenberg, sie wirkte wesenslos und schattenhafter als ein Schatten. »Mutter«, sagte Fritz, »dies ist Jakob Dietmahler; er hat zur selben Zeit wie Erasmus und ich in Jena studiert und ist nun Hilfsassistent des Professors für Medizin.«

»Noch nicht ganz«, sagte Dietmahler, »aber eines Tages hoffentlich.«

»Du weißt ja, ich war in Jena, um meine Freunde zu besuchen«, fuhr Fritz fort, »da habe ich ihn gebeten, ein paar Tage mit zu uns zu kommen.«

Die Freifrau sah ihn an, und in ihrem Blick glomm Entsetzen, die Angst eines Hasen in Panik. »Dietmahler braucht einen Schluck Branntwein, damit er noch ein paar Stunden am Leben bleibt.«

»Ist ihm nicht wohl?« fragte die Freifrau bestürzt. »Ich schicke nach der Wirtschafterin.« – »Aber die brauchen wir doch nicht«, sagte Erasmus. »Du hast bestimmt selbst Schlüssel zum Eßzimmer.« – »Ja, bestimmt«, sagte sie und sah ihn flehend an. »Nein, ich habe die Schlüssel«, sagte Sidonie, »immer schon, seit meine Schwester geheiratet hat. Ich werde euch in die Speisekammer führen, seid unbesorgt.« Die Freifrau faßte sich wieder und hieß den Freund ihres Sohnes willkommen. »Mein Mann kann Sie jetzt nicht empfangen, er hält seine Andacht.« Erleichtert, daß die Tortur vorüber war, begleitete sie die jungen Leute nicht durch die schäbigen Zimmer und die noch schäbigeren Flure voller schlichter, solide gearbeiteter alter Möbel. An den pflaumenblauen Wänden sah man andersfarbige Rechtecke, wo früher Bilder gehangen haben mußten. In der Speisekammer schenkte Sidonie Branntwein ein, und Erasmus brachte einen Toast auf Jena aus: »Stoßt an! Jena lebe hoch! Hurra!«

»Was das Hurra soll, weiß ich nicht«, sagte Sidonie. »Jena ist ein Ort, an dem Fritz und Asmus Geld verschwendet, Läuse bekommen und Unsinn redenden Philosophen zugehört haben.« Sie gab ihren Brüdern die Speisekammerschlüssel und ging wieder zu der Mutter, die sich nicht von

der Stelle gerührt hatte, seit man sie stehengelassen hatte, und auf die Vorbereitungen zur großen Wäsche hinunterstarrte. »Mutter, ich möchte, daß du mir etwas Geld anvertraust, fünf oder sechs Thaler vielleicht, damit ich einiges für unseren Gast herrichten kann.« – »Was denn herrichten, mein Liebes? In dem Zimmer, das er haben soll, steht doch schon ein Bett.« – »Ja, aber die Dienstboten verwahren dort die Kerzen und halten ihre Bibelstunde ab.« – »Aber, mein Liebes, was will dieser Mann denn tagsüber in seinem Zimmer?« Sidonie meinte, er würde vielleicht etwas schreiben wollen. »Etwas schreiben!« wiederholte die Mutter in höchster Verwunderung. »Ja, und dafür braucht er einen Tisch.« Sidonie nutzte die Gunst des Augenblicks, »und falls er sich waschen möchte, einen Krug Wasser und eine Schüssel, ja, und einen Eimer für das schmutzige Wasser.« – »Aber Sidonie, weiß er denn nicht, wie man sich unter der Pumpe wäscht? Deine Brüder machen es alle so.« – »Und in dem Zimmer ist auch kein Stuhl, auf dem er nachts seine Kleider ablegen kann.« »Seine Kleider! Es ist noch viel zu kalt, als daß man sich nachts entkleiden könnte. Ich glaube, ich habe mich seit zwölf Jahren nicht mehr nachts entkleidet, nicht einmal im Sommer.« – »Und trotzdem hast du uns zur Welt gebracht, elf Kinder!« rief Sidonie. »Der Himmel schütze mich vor einer Ehe wie deiner!«

Die Freifrau hörte ihr kaum zu. »Und dann ist da noch etwas, woran du nicht gedacht hast – der Vater könnte seine Stimme erheben.« Das beeindruckte Sidonie nicht. »Dieser Dietmahler muß sich an den Vater und an unsere Art gewöhnen, und wenn er dazu nicht bereit ist, dann soll er seine Sachen packen und schleunigst heimgehen.«

»Aber wenn das so ist, kann er sich dann nicht auch an unsere Gästezimmer gewöhnen? Fritz hätte ihm erklären

sollen, daß wir ein einfaches gottesfürchtiges Leben führen.«

»Warum ist es gottesfürchtig, keinen Eimer für schmutziges Wasser zu haben?« fragte Sidonie.

»Was sind das für Reden? Schämst du dich deines Heims, Sidonie?«

»Ja, ich schäme mich.« Sie war sechzehn und loderte wie eine Flamme. Ungeduld, in geistige Energie übersetzt, trieb alle jungen Hardenbergs um. Fritz wollte nun mit seinem Freund zum Fluß hinuntergehen, den Treidelpfad entlangspazieren und über Dichtung und die Berufung des Menschen sprechen. »Das hätten wir überall tun können«, sagte Dietmahler. »Aber ich möchte, daß du meine Heimat siehst«, erklärte ihm Fritz. »Es ist altmodisch hier, wir sind altmodisch in Weißenfels, aber wir haben unseren Frieden, wir fühlen uns *heimisch* hier.« Einer der Dienstboten, der im Hof gewesen war, erschien, jetzt im schwarzen Tuchrock, in der Tür und sagte, der Herr würde sich freuen, den Gast seines Sohnes vor dem Essen im Studierzimmer begrüßen zu können.

»Der altböse Feind liegt in seiner Höhle«, rief Erasmus. Dietmahler fühlte sich einigermaßen unbehaglich. »Es ist mir eine Ehre, deinen Vater kennenzulernen«, sagte er zu Fritz.

Das Studierzimmer

Erasmus mußte der Sohn sein, der die Statur vom Vater hatte, denn der Freiherr, der sich jetzt im Halbdunkel seines Studierzimmers höflich erhob, war gegen Dietmahlers Erwartung ein kleiner, untersetzter Mann; er trug eine Nachtmütze aus Flanell zum Schutz vor der Zugluft. Woher hatte dann Fritz – da die Mutter nur ein Strich war – seine hochaufgeschossene hagere Gestalt? Eine Gemeinsamkeit aber hatten der Freiherr von Hardenberg und sein ältester Sohn: Auch er fing sofort an zu reden, seine Gedanken drängten sich danach, zu Worten zu werden.

»Gnädiger Herr, ich bin in Ihr Haus gekommen«, begann Dietmahler nervös, doch Hardenberg unterbrach ihn: »Dies ist nicht mein Haus. Wohl wahr, ich habe es der Witwe von Pilsach abgekauft, um meine Familie unterzubringen, als ich zum Direktor der kursächsischen Salinen ernannt wurde und deshalb in Weißenfels Wohnung nehmen mußte. Aber der Stammsitz der Hardenbergs, unser Heim und unser Boden, das ist Oberwiederstedt in der Grafschaft Mansfeld.« Dietmahler erwiderte höflich, er könne sich das Glück, Oberwiederstedt kennengelernt zu haben, nur wünschen. »Da hätten Sie nichts als Ruinen gesehen«, sagte der Freiherr, »und unterernährtes Vieh. Aber es ist alter Adelsbesitz, und aus diesem Grund ist es mir wichtig zu wissen, und ich ergreife die Gelegenheit, Sie zu fragen, ob es wahr ist, daß mein ältester Sohn Friedrich sich mit einer bürgerlichen jungen Frau eingelassen hat.«

»Mir ist nicht zu Ohren gekommen, daß er sich mit irgend jemanden eingelassen hätte«, sagte Dietmahler ärgerlich, »doch ich bezweifle in jedem Fall, daß man ihn mit

normalen Maßstäben messen kann, er ist ein Dichter und ein Philosoph.«

»Seinen Lebensunterhalt wird er als Akzessist des Direktors der Salinen verdienen«, sagte der Freiherr, »aber es ist nicht rechtens, Sie auszufragen. Ich heiße Sie als Gast willkommen, wie einen Sohn also, und Sie werden nichts dagegen haben, daß ich ein wenig mehr über Sie erfahren möchte. Wie alt sind Sie, und was ist Ihr Ziel im Leben?«

»Ich bin zweiundzwanzig, und ich befinde mich in der Ausbildung zum Chirurgen.«

»Und sind Sie Ihrem Vater gehorsam?«

»Mein Vater ist tot, Herr Baron. Er war Stukkateur.«

»Danach habe ich Sie nicht gefragt. Haben Sie den Verlust von Familienangehörigen zu beklagen?«

»Ja, Herr Baron, zwei kleine Brüder sind an Scharlach gestorben und eine Schwester an der Auszehrung, ich habe sie alle im selben Jahr verloren.«

Der Freiherr nahm seine Nachtmütze ab, offensichtlich aus Ehrfurcht vor dem Tod. »Ein guter Rat: Wenn Sie, ein junger Mann, ein Student, von der Begierde nach Frauen gequält werden, dann hilft dagegen am besten möglichst viel Bewegung an der frischen Luft.« Er machte einen Rundgang durch die Stube, an deren Wänden überall Bücherregale standen, manche mit leeren Brettern. »Übrigens, wieviel Geld pro Woche würden Sie für geistige Getränke ausgeben, was schätzen Sie, he? Wieviel für Bücher – keine erbaulichen Schriften, versteht sich? Wieviel für einen neuen schwarzen Rock, ohne jede Erklärung, wieso der alte nicht mehr tragbar ist? Nun, wieviel?«

»Herr Baron, mit diesen Fragen üben Sie Kritik an Ihrem Sohn. Sie haben gerade gesagt, Sie wollten mich nicht ausfragen.« Hardenberg war eigentlich kein alter Mann – er

war zwischen fünfzig und sechzig –, aber als er Jakob Dietmahler jetzt anstarrte, hatte er den gekrümmten Hals und gesenkten Kopf eines Greises. »Sie haben Recht, völlig Recht. Ich habe die Gelegenheit ausgenutzt. Gelegenheit ist schließlich nur ein anderes Wort für Versuchung.«

Er legte dem Gast die Hand auf die Schulter. Dietmahler erschrak und wußte nicht, ob er auf die Knie gedrückt werden sollte, ob der Freiherr sich auf ihn stützen wollte oder ob beides der Fall war. Er mußte es jedenfalls gewohnt sein, sein Gewicht einem Standfesteren anzuvertrauen, vielleicht seinen kräftigen Söhnen, vielleicht sogar seiner Tochter. Dietmahler spürte, wie sein Schlüsselbein nachgab. Ich mache eine schlechte Figur, dachte er, aber wenigstens lag er auf den Knien, während Hardenberg, ärgerlich über seine eigene Schwäche, sich im Umsinken festhielt, zuerst an der Platte des schweren Eichentisches, dann an einem Tischbein. Die Tür öffnete sich, und derselbe Diener kam wieder, diesmal allerdings in Pantoffeln.

»Wünschen gnädiger Herr, daß der Ofen angezündet wird?«

»Knie mit uns nieder, Gottfried.«

Mit knirschenden Knochen ging der alte Dienstmann neben dem Herrn in die Knie. Sie sahen wie ein altes Ehepaar aus, das die wackelnden Köpfe über dem Haushaltsbuch zusammensteckt – erst recht, als der Freiherr rief: »Wo sind denn die Kleinen?«

»Die Kinder der Dienstboten, Euer Exzellenz?«

»Sicher, und der Bernhard.«

3. KAPITEL

Der Bernhard

Im Hause Hardenberg gab es einen Engel, den weizenblonden August Wilhelm Bernhard. Nach der ältesten, der unscheinbaren, mütterlichen Caroline, nach Fritz mit den großen Augen, dem stämmigen kleinen Erasmus, dem leichtlebigen Karl, der offenerherzigen Sidonie, dem gewissenhaften Anton und der zarten Auguste kam der blonde Bernhard. Der Tag, an dem man ihm lange Hosen anziehen mußte, war schrecklich für seine Mutter. Sie, die so gut wie nie etwas für sich verlangte, bat Fritz inständig: »Geh zu ihm, geh zu deinem Vater, bitte ihn, flehe ihn an, daß mein Bernhard noch eine kleine Weile in Röckchen herumlaufen darf.« – »Mutter, was soll ich sagen, ich meine, Bernhard ist sechs Jahre alt.«

Inzwischen, fand Sidonie, war er mehr als alt genug, um zu verstehen, was Höflichkeit gegenüber einem Gast bedeutet. »Ich weiß nicht, wie lange er bleiben will, Bernhard. Er kam mit einem ziemlich großen Koffer.«

»Der Koffer ist voll mit Büchern«, sagte Bernhard, »und eine Flasche Schnaps hat er auch mitgebracht. Weißt du was? Er hat bestimmt gedacht, so was gibt es in unserem Haus nicht.« »Bernhard, du bist in seinem Zimmer gewesen.«

»Ja, stimmt.«

»Du hast seinen Koffer aufgemacht.«

»Ja; aber ich wollte nur mal sehen, was drin ist.«

»Hast du den Koffer offengelassen oder wieder zugemacht?«

Bernhard zögerte mit der Antwort. Er wußte es nicht mehr.

»Das ist auch nicht so wichtig«, sagte Sidonie. »Du mußt Herrn Dietmahler natürlich gestehen, was du getan hast, und ihn um Verzeihung bitten.«

»Wann?«

»Bevor es Nacht wird, sollte es schon sein. Je eher, desto besser.«

»Ich habe ihm nichts zu sagen!« rief Bernhard. »Ich habe nichts kaputtgemacht.«

»Du weißt, daß Vater dich sehr milde straft«, sagte Sidonie beruhigend. »Nicht so, wie wir gestraft wurden. Vielleicht trägt er dir auf, deine Jacke ein paar Tage lang verkehrt herum anzuziehen, nur damit du dich erinnerst. Vor dem Abendessen werden wir etwas Musik hören, und danach gehe ich dann mit dir zum Gast hinauf, und du kannst ihn bei der Hand fassen und in Ruhe mit ihm sprechen.«

»Ich bin dieses Haus leid!« schrie Bernhard und rannte davon.

Fritz ging im Küchengarten zwischen den Gemüsebeeten auf und ab, sog den Duft der dicken Bohnenblüten ein und rezitierte mit schallender Stimme.

»Fritz«, rief Sidonie ihn, »ich habe den Bernhard verloren.«

»Oh, das kann nicht sein.«

»Ich habe ihn im Frühstückszimmer ausgeschimpft, und er ist mir entschlüpft und durchs Fenster in den Garten gesprungen.«

»Hast du ihm einen von den Dienstboten nachgeschickt?«

»Oh Fritz, lieber nicht, sie erzählen es der Mutter.«

Fritz sah sie an, klappte sein Buch zu und sagte, er werde seinem Bruder nachgehen und ihn finden. »Und wenn es

sein muß, zerre ich ihn an den Haaren her, aber du und Asmus, ihr müßt inzwischen meinen Freund unterhalten.«

»Wo ist er jetzt?«

»In seinem Zimmer; er ruht sich aus. Vater hat ihn zermürbt. In seinem Zimmer ist übrigens das Unterste zuoberst gekehrt, und sein Koffer steht offen.«

»Ist er ärgerlich?«

»Gar nicht. Vielleicht denkt er, das sei bei uns in Weißenfels so Sitte.«

Fritz zog seine Friesjacke an und ging ohne Zögern zum Fluß hinunter. In Weißenfels wußte jeder, daß der junge Bernhard nie ertrinken würde; er war eine Wasserratte. Schwimmen konnte er nicht, so wenig wie sein Vater. Während seiner sechs Dienstjahre in der Hannoveraner Armee hatte der Freiherr zwar wiederholt Kampfhandlungen gesehen und viele Flüsse überquert, aber schwimmend hatte er sich nie über Wasser halten müssen. Bernhard dagegen hatte immer nahe am Wasser gelebt und schien ohne Wasser nicht leben zu können. Er trieb sich ständig an der Anlegestelle der Fähre herum, in der Hoffnung, unbemerkt an Bord schlüpfen zu können, ohne die drei Pfennig für die Überfahrt bezahlen zu müssen. Die Eltern wußten das nicht. In der Stadt gab es so etwas wie eine menschenfreundliche Verschwörung, den Freiherrn mit vielen Dingen zu verschonen, einmal, um ihm seinen frommen Sinn zu erhalten, zum anderen aber, um nicht seinen wilden Jähzorn zu wecken.

Die Sonne war untergegangen, nur der Himmel über dem Horizont glühte rot. Der Nebel hing über dem Wasser. Der kleine Junge war nicht bei der Fähre. Ein paar Schweine und eine Herde Gänse, die nicht über die stattliche Brücke von Weißenfels getrieben werden durften, warteten auf die letzte Überfahrt.

4. KAPITEL
Bernhards rote Mütze

Zum erstenmal hatte Fritz Angst.

Seine Phantasie eilte ihm voraus, zur Klostergasse zurück, begegnete der Wirtschafterin an der Haustür – aber junger Herr, was ist das für eine Last, die Sie da ins Haus tragen? Es tropft ja überall, ach meine Fußböden, für die bin ich verantwortlich. Seine Mutter hatte immer geglaubt, Bernhard sei zum Pagen bestimmt, wenn schon nicht am Hof des Sächsischen Kurfürsten, dann doch wenigstens beim Grafen von Mansfeld oder dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel. In nicht allzu ferner Zeit würde es zu Fritzens Pflichten gehören, den kleinen Bruder von einem Hof zum anderen zu schleppen, in der Hoffnung, ihn zufriedenstellend unterzubringen.

Die Flöße lagen unter der Brücke, dicht am Ufer, neben aneinandergeketteten, sanft schaukelnden Kiefernstämmen, die auf den nächsten Abschnitt ihrer Reise warteten. Ein Wächter probierte ein Bund Schlüssel am Türschloß einer Hütte aus. »Wächter, haben Sie einen kleinen Jungen hier entlanglaufen sehen?«

Ein Junge hätte ihm sein Essen bringen sollen, sagte der Wächter, aber der Schlingel sei nicht gekommen. »Sehen Sie, der Treidelpfad ist menschenleer.«

Die leeren Kähne, die überholt werden mußten, waren an ihrem Liegeplatz am anderen Ufer vertäut. Fritz stürmte über die Brücke. Jedermann sah ihn und seine flatternden Rockschoße. Hatte der Freiherr keine Diener, die er ausschicken konnte? Die Kähne schwankten an ihren Tauen, stießen knarrend gegeneinander, Bootswand gegen Bootswand. Fritz sprang vom Kai herunter auf das nächstgele-

gene Deck. Er hörte ein Getrappel, wie von einem Tier, das größer als ein Hund sein mußte.

»Bernhard!«

»Ich komm' nie wieder«, rief Bernhard.

Das Kind lief übers Deck, kletterte dann, weil es den Sprung auf das Nachbarboot nicht wagte, über das Schandeck und versuchte, sich von dort aus herunterzulassen, hielt sich mit beiden Händen fest und tastete mit den Stiefeln nach einem Halt. Fritz ergriff ihn an den Handgelenken, und im selben Augenblick geriet die gesamte Bootsreihe in eine ihrer unberechenbaren Bewegungen, die Kähne prallten heftig gegeneinander, so daß Bernhard, der immer noch außen an der Bootswand hing, gefangen und eingeklemmt wurde. Er hustete mitleiderregend, und ein Schwall Tränen und Blut strömte aus ihm heraus wie Luft aus einem Ballon.

»Wie soll ich dich da wieder herausziehen?« wollte Fritz wissen. »Was bist du für eine Pest, eine Pest bist du.«

»Laß mich los, laß mich sterben«, heulte Bernhard.

»Wir müssen uns nach vorn arbeiten, dann kann ich dich hochziehen.« Aber der Überlebenstrieb schien das Kind für den Augenblick im Stich gelassen zu haben, Fritz mußte alles allein machen, mußte den Bruder, der sich heftig wehrte, immer weiter zwischen den beiden Bootswänden nach vorn zerren und schieben. Wenn sie näher am Ufer gewesen wären, hätten Vorbeigehende zur Hilfe kommen können, aber dann, meinte Fritz, würden sie wahrscheinlich glauben, hier gehe es um Mord und Totschlag. Zum Vordersteven hin wurden die Boote schmaler, er sah das Wasser zwischen ihnen schimmern und hievte das Kind hoch wie einen nassen Sack. Sein Gesicht war nicht bleich, sondern glühte hochrot.